

Penelope Slocombe
Sunbirds

Penelope Slocombe

Sunbirds

Roman

Aus dem Englischen von
Britt Somann-Jung

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Die Originalausgabe erschien 2024
unter dem Titel *Sunbirds*
bei John Murray Press, London.



ISBN: 978-3-550-20300-8

© 2024 by Penelope Slocombe
© der deutschsprachigen Ausgabe
2025 by Ullstein Buchverlage GmbH,
Friedrichstraße 126, 10117 Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44 b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte
an produktsicherheit@ullstein.de

Gesetzt aus der Albertina MT

Satz: Savage Types Media GbR, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für Luis, Finlay und Emilio

Anmerkung der Autorin

Offizielle Zahlen sind rar, aber Berichten zufolge sind seit Anfang der 1990er-Jahre Dutzende ausländische Reisende im nordindischen Distrikt Kullu verschwunden oder ermordet worden. Ein Artikel des britischen *Guardian* kommt 2003 zudem zu der Einschätzung, dass bis zu 9000 ausländische Staatsbürger illegal in den Bergen der Region leben könnten.

Eure Kinder sind nicht eure Kinder.
Sie sind die Söhne und die Töchter
der Sehnsucht des Lebens nach sich selbst.

Khalil Gibran, *Der Prophet*

Erster Teil

Anne 1

Wie von Anne erzählen? Einen guten Anfang gibt es nicht, es kann also auch hier losgehen. In der schiefen, stickigen Telefonkabine eines Internetcafés in den indischen Ausläufern des Himalaya, wo sie reglos dasaß und zusah, wie eine Ameisenkolonne die Wand hochmarschierte. Den Hörer ans Ohr gepresst, zählte sie, wie oft es klingelte, und hoffte, dass ihr Mann nicht abnahm. Nach dem zwölften Klingeln sprang der Anrufbeantworter an: ihre eigene Stimme, vor gut zehn Jahren aufgenommen, die darum bittet, eine Nachricht zu hinterlassen. Und kurz vor dem automatisierten Piepen die sich öffnende Küchentür, von deren Scheiben Sonnenlicht splittert, das Plätschern des Atlantiks vor der Gartenmauer, die Stimme ihres Sohnes: *Mum?*

Anne legte auf, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Die Hitze kribbelte auf der Haut, das verschwitzte Hemd klebte am Kreuz. Sie strich sich übers Haar und versuchte nicht zum ersten Mal, sich zu erinnern, ob es tatsächlich sonnig gewesen war an dem lang zurückliegenden Tag, als Torran während der Aufnahme in die Küche geplatzt war. Sie hatte sie wiederholen wollen, war aber nie dazu gekommen. Und jetzt rief sie an, um sich selbst zu hören, mindestens so sehr wie ihren Sohn: sich selbst und doch nicht sich selbst, diese

andere Frau, die sie einmal gewesen war. Verloren an einen Tag, der sonnig war oder auch nicht und der ihr, gäbe es die Aufnahme nicht, entglitten wäre, so wenig bemerkenswert wie alle anderen.

In der Kabine marschierten die Ameisen stetig weiter. Eine endlose Linie, die sich gemächlich wand wie ein Fluss, um schließlich in einer Ritze zwischen Wand und Decke zu verschwinden. Es war später Nachmittag – Mittag in Schottland –, und sie überlegte, noch einmal anzurufen und Rob eine Nachricht zu hinterlassen, damit er sich nicht sorgte. Aber es gab nichts zu sagen und keine neue Spur. Sie fragte sich, ob er ihre Anrufe ignorierte, ob er womöglich noch im dämmrigen Flur von Taigh na Criege stand und aufs Telefon starrte. Anne beobachtete die Ameisen, streckte sich zur Wand und schnipste einen winzigen Körper aus der Reihe.

Draußen war die Luft frisch. Zwischen gedrunghenen Betonbehauungen und einem Wirrwarr aus Telefondrähten ging die Sonne in grellroten und pinken Flammen unter. Anne folgte dem Bergkamm, die Bäume lichteteten sich, und inmitten von Straßenverkäuferrufen und dem Knattern von Motorrollern trat die Stadt hervor. Touristen inspizierten Pashminas und Schmuckstücke, die aus Geschäften auf den Gehweg quollen, während junge Reisende in dämmrigen Cafés abhingen, Schach spielten und Pfeife rauchten. Weihrauch und Gewürzaromen erfüllten die Luft, verdeckten aber nicht ganz die Mischung aus Kiefernduft und faulendem Abfall, die am Rande von allem hing.

Hinter dem Hanuman-Tempel blieb Anne stehen und kaufte sich einen Chai bei einem Mann, der neben einem zerbeulten Topf im Schneidersitz auf einem Tisch saß und schief vor sich hin summte, während er Milch und Gewürze verrührte. Sie nahm den Tonbecher mit beiden Händen entgegen, als die Sonne hinter den Bergen verschwand. Ein Wolkenmeer stieg aus dem Tal auf; kühle Luft durchschnitt die Hitze des Tages. Bald würden die Regenfälle einsetzen, und Anne wusste, dass sie sich damit befassen sollte, weiter nach Süden zu ziehen.

Neben ihr versuchten zwei blonde Mädchen, blass wie Gespenster, gestikulierend in der Fremdsprache zu bestellen und zu bezahlen. Der alte Mann ging summend über ihr nervöses Plappern hinweg und nahm sich rasch das Kleingeld aus der ausgestreckten Hand.

Anne leerte ihren Tee und gab den Becher zurück. Das größere Mädchen lächelte sie an, als Anne sich zum Gehen wandte, und Anne erwiderte das Lächeln, zögerte, bevor sie weiterging. Sie schienen gerade erst gelandet zu sein; die Chance, dass sie etwas über ihren Sohn wüssten, wäre gering.

Sie wurde Teil des Fußgänger- und Fahrradrickscha-Stroms, der hügelabwärts zur Mall Road führte, trat über schlafende Hunde hinweg und um spielende Kinder herum. Männer vor Restaurants wedelten mit Speisekarten und riefen ihr etwas zu – ein paar kannte sie und nickte, als sie sie mit Namen begrüßten. Aber sie war abgelenkt und ließ sich nicht auf

eine Unterhaltung ein; sie musste immer wieder an das Gespräch mit der Direktorin des Girls' College denken, die ihr am Nachmittag eine längerfristige Regelung angeboten hatte. Bislang half sie inoffiziell als Freiwillige mit; sie war mit einem Touristenvisum hier, bereit, jeden Moment abzureisen. Aber die Tage vergingen, sie war immer noch da, und nichts änderte sich.

Sie wandte sich Richtung Upper Mall und blieb wieder stehen, als im Westen das Licht über dem Garhwal-Gebirgszug verblasste, während das Tal schon in Dunkelheit lag. Sie hatte heute etwas aufscheinen sehen, als sie Mrs Chatterjee an ihrem großen Mahagoni-Schreibtisch gegenüber saß, bei einem English Breakfast Tee aus einer Porzellantasse: die Möglichkeit eines anderen Lebens, eines Berufs – oder etwas in der Art –, etwas, was sie nie gehabt hatte. Doch damit ginge ein Akzeptieren, ein Eingestehen einher, zu dem sie nicht bereit war.

Unter ihr erblühten die Lichter von Dehradun, und Anne sah auf die Uhr; die Geschwindigkeit, mit der die Nacht hereinbrach, überraschte sie immer wieder. In Taigh na Criege dauerten die Sonnenuntergänge im Sommer ewig, und als Kind wollte Torran nie einschlafen. Und wer konnte ihm verdenken, dass er aufbleiben wollte, wenn die Sonne noch über dem Meer tanzte? In Gedanken bei seinem Paddington-Pyjama und dem langarmigen Affen, der über den Boden schleifte, hätte sie ihn fast übersehen, obwohl er direkt an ihr vorbeiging, so nah, dass ihre Arme sich beinahe berührten. Torran. Nicht der Junge, sondern der Mann, der er jetzt war.

Sie erstarrte und hielt unwillkürlich die Luft an, während er sich von ihr entfernte, weder langsam noch schnell, mit vertraut federnden Schritten.

Das Blut rauschte durch sie wie ein tosendes Meer. Er ging immer weiter, verschwand in der Menge, doch sie konnte sich nicht rühren. Sie öffnete den Mund, brachte aber keinen Laut heraus.

Dann prallte von hinten jemand gegen sie, stieß sie nach vorn, und sie stürzte los, rannte fast, mit ausgestreckter Hand und rasendem Puls, im Herzen ignorierend, was der Kopf schon wusste.

Und doch eilte sie weiter, drängte sich durch eine Gruppe junger Frauen, blendete das empörte Hupen eines Rollers aus, verscheuchte eine Affenfamilie, die sich mitten auf der Straße zankte. Und obwohl ihr das Herz gegen den Brustkorb trommelte, wusste sie es.

Er war es nicht.

Breiter, größer, älter, dunkleres Haar, aber trotzdem musste sie sichergehen, denn wie sehr kann ein Mensch sich in sieben Jahren verändern? Sie fasste ihn am Arm, und er drehte sich überrascht um, halb irritiert, halb lächelnd und ganz eindeutig nicht ihr Sohn. Sie trat einen Schritt zurück und dann noch einen, das Tosen nun ein Klingeln in den Ohren.

Er zog eine Augenbraue hoch. »Ja, bitte?« Und dann, nachdem er genauer hingesehen hatte: »Alles in Ordnung?«

Aber Anne wich schon zurück.

»Moment«, sagte er, streckte sich nach ihrem Arm. Seine Finger eine Frage auf ihrer Haut, bevor sie sich ihm entzog.

Er sagte noch etwas, aber sie war schon unterwegs und verstand es nicht. Das Grollen der See noch im Ohr, fixierte sie den Weg vor sich, ignorierte die neugierigen Blicke. Weiter vorn kam eine Kuh die Straße entlang, ein dicker Speichelfaden troff aus ihrem Maul, die dunklen Augen unerklärlich traurig.

Das Hotel Broadway versteckte sich am Ende einer Seitenstraße der Mall Road. Es gab keine Straßenbeleuchtung, und sie eilte am Lichtschein der Schneiderwerkstatt vorbei, grüßte mit erhobener Hand den Sohn des Schneiders, der hinter einer alten Singer-Nähmaschine in der offenen Tür saß. Hier ging es ihr besser, abseits der Menschenmenge, kühle Luft in der Lunge.

Sie wurde langsamer, als das Hotel in den Blick kam. Mit den grünen Dachschildern und Fensterläden wirkte es eher wie etwas aus den Schweizer Alpen als aus dem Himalaya. Daneben fiel das Gelände steil ab; das Hotel schien sich an den Berg zu klammern, als fürchtete es, abgeschüttelt zu werden.

Die Treppe hinauf und durch einen gefliesten Wintergarten mit Korbmöbeln und roten Geranien erreichte Anne ihr schlicht möbliertes, feucht riechendes Zimmer. Sie zog die Tür zu und stand im Dunkeln da, wartete, bis die Schatteneinbildung ergaben. Am anderen Ende befand sich ein großes Erkerfenster, davor die funkelnden Lichter der Stadt auf dem Bergkamm.

Torran hatte ihnen eine Postkarte mit dieser Aussicht geschickt, als er im Frühjahr 97 hier wohnte. Anne hatte sie

zu den anderen an die Küchenpinnwand geheftet. Die hastig hingekritzelte Nachricht so typisch für diese letzten paar Postkarten: belanglos, weder Trost noch Erklärung bietend, als sie später danach suchte, als sie über jedes Wort nachsann, sie beim Einschlafen vor sich hin flüsterte.

Grüße aus Masuri – Kurort der Prinzen! Coole kleine Unterkunft namens Hotel Broadway – ausgerechnet! Warmes Wetter lässt noch auf sich warten. Vielleicht mache ich mich auf nach Süden.

Das hatte er natürlich nicht. Er war weiter nordwärts nach Manali gereist, und dann war er verschwunden. Einfach so. Und was machst du, wenn dein einziges Kind mit achtzehn eines Sommermorgens früh aufsteht, allen weltlichen Besitz im Hotelzimmer zurücklässt und sich in Luft auflöst? Vielleicht suchst du. Und wenn du nicht mehr suchen kannst, verharrst du, wo du bist, und wartest.

Aber in Manali konnte Anne nicht bleiben, mit seinen gewaltigen Gipfeln, dem Getuschel auf der Straße, der bedrohlichen Stimmung und den Plakaten all der anderen vermissten Reisenden. Warum also nicht Masuri, Alte-Welt-Charme und der Rest der Welt zu deinen Füßen. Die Postkarte war die letzte gewesen, und sollte darin eine Botschaft verborgen sein, dann die, dass er sie in Masuri finden könnte, wenn er wollte.

An die Wand neben der Tür hatte Anne eine große Indienkarte gehängt und Nadeln hineingesteckt. Hatte Routen und mögliche Ziele mit braunem Faden markiert. Daneben hingen Fotos und Zeitungsausschnitte, und auf einem wackeligen Tisch lagen Kopien und übersetzte Polizeiakten,

Robb und ihre eigenen Ermittlungsergebnisse, ordentlich gestapelte Vermisstenplakate und -flyer in Kartons, die nun einstaubten.

Anne überflog den dunklen Umriss der Karte, all die Worte und Bilder, die sie auswendig kannte. Warum behielt sie das alles noch? Sie hatte schon lange nichts mehr hinzufügen können, und es war sowieso nur eine Illusion, der vergebliche Versuch, sich einzureden, dass sie etwas wusste. Dass sie alle Puzzleteile beisammenhätte und sie nur richtig anordnen müsste, um das ganze Bild zu sehen.

Sie dachte wieder an den Mann auf der Straße, der nicht ihr Sohn war, und an Mrs Chatterjees Angebot, und mit einem Mal verspürte sie den Impuls, alles runterzureißen, alles loszuwerden. Sie machte einen Schritt vor, hob die Hand; ihr schwindelte angesichts der Möglichkeit einer Veränderung.

Aber so schnell, wie er gekommen war, verflog der Impuls auch wieder, und sie drehte sich um, zurück zu ihrem durchscheinenden Spiegelbild in der Scheibe.

Nein, sagte sie der Dunkelheit, *nicht jetzt*. Die Dunkelheit schlang die Arme um sie. *Wenn nicht jetzt – wann dann?*

Früher 2

Der Verfall kommt schleichend. Das Bollwerk, einst uneinnehmbar, bröckelt im Moment seiner Fertigstellung. Der Boden erodiert, die Mauern zerbröseln. Stück für Stück, Jahr für Jahr. Lange bevor man es von außen sehen kann, ist die ganze Konstruktion beschädigt. Als sich schließlich Risse zeigen, ist es zu spät. Anne spürt Roberts Rückzug, lange bevor er in ihr Schlafzimmer kommt und seinen Koffer, den sie neben ihren eigenen aufs Bett gelegt hat, zurück in die Kammer bringt. Sie hört ihn über herabstürzenden Kram fluchen, als er den Koffer zwischen Staubsauger und Bügelbrett rammt. Dann seine Schritte auf den Stufen und unten in der Küche laufendes Wasser.

Sie blickt auf ihren leeren Koffer, drei ordentlich gefaltete Kleider daneben, ihre Hand noch auf der Bluse, die sie gerade aus der obersten Kommodenschublade am Fenster holen wollte. Draußen leckt das Meer lustlos am Strand, grauer Nieselregen fällt auf braune Erde. Herbst, der in den Winter übergeht.

Unten geht das Wasser aus. Sie lauscht, ob der Kessel pfeift, aber da ist nur Stille. Und dann Schranktüren, klirrende Flaschen. Sie sieht auf die Uhr; es ist noch nicht mal Mittag.

Sie könnte jetzt zu ihm runtergehen; das Gespräch anfangen, das sie schon so lange vermeiden. Sich öffnen in der Hoffnung, dass er es auch tut. Ihn fragen, was los ist, obwohl das einfache Wegnehmen des Koffers es schon überdeutlich gemacht hat. Vielleicht bräuchte es nur das: ein Anerkennen.

Doch die Momente, in denen wir am Scheideweg stehen, gehen oft unbemerkt vorbei, und erst im Rückblick werden sie bedeutungsvoll. So wird Anne es sich jedenfalls später sagen. Dass sie in diesem Moment unmöglich wissen konnte, dass das ganze Haus einstürzen würde, dass es schon unwiderruflich beschädigt war.

Sie hört die Wohnzimmertür auf- und zugehen. Das gleichgültige Ticken der Uhr. Eine Bö bläst plötzlich Leben in den Regen, und er klopft ans Glas. Anne nimmt die Bluse aus der Schublade und streicht sie über den Arm gelegt glatt. Sie überlegt, ob sie einen oder zwei Pullover mitnehmen soll. Sie nimmt sich vor, an eine dicke Hose zu denken, für einen Temperatursturz in den Bergen.

Esther 3

Sie waren im Elephant House auf der Edinburgher George IV Bridge verabredet. Es war ein regnerischer Junitag, und die großen Fenster auf der Rückseite des Cafés waren so beschlagen, dass Esther nur die schwachen Umrisse der Laubbäume vor einem kohlefarbenen Himmel sehen konnte.

Evie Sinclair kam zu spät. Esther bestellte und platzierte dann ihr Aufnahmegerät auf einem Tisch in der äußersten Ecke, holte einen frischen Block und einen Stift heraus und rückte sie vor sich zurecht. Sie sah hoch, als die Tür aufging, aber es waren nur ein paar Teenager, nicht die Frau in mittleren Jahren, die sie erwartete. Der Kellner brachte ihren Kaffee, sie nahm einen Schluck und fragte sich, ob Evie Sinclair kommen würde. Am Telefon war sie vage geblieben, hatte nur behauptet, Informationen über eine alte Geschichte zu haben, mehr nicht. Wenn Esther nicht gerade einen Artikel abgegeben hätte und ohne neuen Auftrag dagestanden wäre, hätte sie sich wahrscheinlich nicht die Mühe gemacht, sie zu treffen.

Sie hatte gerade ihren Kaffee ausgetrunken und überlegte, für eine Zigarette nach draußen zu gehen, als Evie eintraf. Sie erkannte sie an der Art, wie sie den Raum absuchte und die Tür noch offen hielt, als würde sie gleich wieder

hinausschlüpfen. Esther hob die Hand. Daraufhin lächelte Evie und ließ die Tür zufallen.

»Sie müssen Esther sein«, sagte sie, als sie an den Tisch kam. Esther erhob sich, um ihr die Hand zu geben, aber Evie winkte ab, während sie ihren nassen Mantel aufknöpfte und über die Stuhllehne hängte. »Oh, ich hab's nicht so mit Händeschütteln, fürchte ich. Mit einer Umarmung schon eher, aber das finden viele seltsam. Vor allem, wenn man sich nicht kennt.« Sie lachte mädchenhaft. »Sind Sie eine Umarmerin, Esther? Sie sehen nicht so aus, wenn ich das sagen darf.«

»Nein, bin ich nicht«, sagte Esther, als sie wieder Platz nahm.

Nachdem Evie sich hingesetzt und ein Kellner ihre Bestellung aufgenommen hatte, herrschte einen Augenblick lang Schweigen; sie warteten beide darauf, dass die andere anfing.

»Ich bin auf Ihren Artikel gestoßen«, sagte Evie schließlich und sah Esther aus wachen Augen an. Sie hatte die wettergegerbte braune Haut einer Frau, die die Sommer draußen verbrachte, und trug das weißblonde Haar in zwei langen Zöpfen.

»Den über das Kullu-Tal und die Vermissten.« Sie sah Esther beim Sprechen in die Augen, als würde sie dort etwas lesen. »Ein alter Artikel. Aus dem *New Traveller*. Schauen Sie, ich habe ihn dabei.« Sie holte die Zeitschrift aus der Segeltuchtasche und legte sie auf den Tisch.

Es war die Ausgabe vom Winter 1997. Auf dem Titel eine malerische Bergszene: üppig grünes Tal, klarer Fluss, majestätische schneebedeckte Gipfel; darüber die Schlagzeile »Ver-

misst am Ende der Welt«. Esther kannte das Heft gut. Es war ihre erste Titelgeschichte gewesen, der Artikel, mit dem ihre Karriere als Freie ins Rollen gekommen war. Die Geschichte, die ihr so viele Chancen eröffnet und so viel Ärger bereitet hatte.

»Wo haben Sie das her?« Esther nahm die Zeitschrift und blätterte zum Artikel, von dem ihr Torran Carmichaels grinzendes Gesicht entgegenstarrte. »Das Heft ist fast sieben Jahre alt.«

Evies Lächeln verblasste. »Ich bin dabei, das Haus meiner Eltern auszuräumen. Es lag in einem Karton.« Ihr Blick wanderte zu Torrans Foto.

»Mein Vater ist im Frühjahr gestorben.« Evie verschränkte die Hände auf dem Tisch. »Meine Mutter lebt schon eine Weile nicht mehr. Genau genommen starb sie, nicht lange nachdem der Artikel erschienen war. Ich war nicht da; ich war lange nicht da. Zu lange. Betrachten Sie Ihre Eltern nicht als selbstverständlich. Eines Tages werden sie nicht mehr da sein, und Sie können nichts dagegen tun.«

Ihr Ton war zugleich leicht und voller Autorität, als wenn ihre Worte nichts und alles gleichermaßen bedeuteten.

»Und der Artikel –«

»Wann haben Sie Ihre Mutter zuletzt gesprochen?«

Esther spürte Evies prüfenden Blick auf sich, als sie auf ihren leeren Block starrte. Sie hatte das Gefühl, etwas hinschreiben zu müssen, aber es gab nichts, also kritzelte sie einfach etwas in die Ecke, als würde sie den Stift ausprobieren.

»Keine Mutter. Aber wir sind nicht hier, um über mich zu reden.«

»Es tut mir leid«, sagte Evie.

»Das muss es nicht.«

Der Kellner kehrte mit ihren Getränken zurück, und Esther sah zu, als Evie drei Zuckerwürfel in ihren Tee einrührte. Ihre Blicke trafen sich. »Mein Arzt fürchtet, ich könnte Diabetes bekommen, aber wenn man jahrelang Chai getrunken hat, entwickelt man eine Vorliebe für Süßes.« Sie hob die Tasse an die Lippen und pustete; Dampf stieg um ihr Gesicht auf. Dann setzte sie die Tasse wieder ab, ohne getrunken zu haben. »Haben Sie Kinder, Esther?«

»Nein.«

»Ich habe auch nie welche bekommen. Wobei Sie natürlich noch Zeit haben.« Sie wies auf die Zeitschrift, die noch aufgeschlagen auf dem Tisch lag. »Meine Nichte sagt, sein Vater schreibe Kinderbücher.«

»Das stimmt. Hat er zumindest früher. Sie sind sehr beliebt.«

»Das ist ein intimes Porträt der Familie.«

Esther rutschte auf ihrem Platz herum. Evies Worte klangen einstudiert, und Esther war sich nicht sicher, ob ihr gefiel, worauf sie hinauswollte.

»Sie müssen sie gut kennen.« Es war keine Frage, und nachdem sie eine Weile auf eine Reaktion Esthers gewartet hatte, fuhr Evie fort. »Und Sie sind nach Indien geflogen? Um zu recherchieren?«

Esther legte den Stift hin und blickte zur Tür, als eine

Gruppe japanischer Touristen mit glänzenden Regenhüten hereinkam.

»Nur kurz«, sagte sie und dachte an die knappe Woche, die sie in Manali und im Kullu-Tal verbracht hatte, an die zweifelhaften Berichte anderer Reisender, die misstrauischen Einheimischen, die Beamten, die zusammenhielten, die Städte und Dörfer, in denen man Augen und Ohren verschloss. »Niemand war daran interessiert, mit einer Journalistin zu sprechen.«

»Sie haben nicht viele Antworten bekommen?« Evie klang nicht überrascht.

»Nein, ich bin mit mehr Fragen wieder abgereist.«

»Im Artikel heißt es, fast zwei Dutzend westliche Reisende seien in den Neunzigern in der Gegend um Manali verschwunden.«

Evie sah ihr nicht in die Augen, und Esther hatte allmählich den Eindruck, dass sie mit Evie ihre Zeit verschwendete.

»Mindestens. Ja.«

Evie nickte langsam, als fasste sie einen Entschluss. »Tja, ich kann Ihnen nicht mit allen helfen, aber vielleicht mit dem hier.« Und sie tippte auf Torrans Foto.

Esther durchzuckte ein Funken Aufregung, aber sie ließ sich nichts anmerken.

»Möchten Sie das einschalten?« Evie nickte zum Aufnahmegerät.

»Würde es Sie stören?«

Evie blieb stumm, betrachtete wieder Torrans Bild. Als sie schließlich etwas sagte, schien es ihm zu gelten.

»Manche Geschichten müssen erzählt werden. Was kann es jetzt noch schaden?«

Esther saß still da, der Finger schwebte über dem Aufnahmeknopf.

»Da steht, es komme ein Buch dazu. Über die Vermisstenfälle. Über Torran.« Evie zeigte auf den Schluss des Artikels. »Aber ich war in der Bibliothek, und die meinten, es gebe kein Buch.« Ihre blauen Augen waren groß und freundlich, aber es lag auch etwas Berechnendes darin.

»Daraus ist nichts geworden.«

»Das muss enttäuschend gewesen sein. Für Sie. Für die Familie.« Sie nahm ihre Tasse in die Hand, den Blick auf Esther geheftet.

Auch Torran schien Esther anzusehen, und so klappte sie die Zeitschrift zu, schob sie zurück über den Tisch. Die Tür ging wieder auf, und sie überlegte zu gehen. Einfach aufzustehen und zu gehen.

»Wollen Sie nicht wissen, was passiert ist?«, fragte Evie und holte sie in den Augenblick zurück; vielleicht spürte sie ihr Unbehagen. »Für Ihre Geschichte. Für seine Eltern.«

Esther dachte an die letzte Begegnung mit Anne und Robert, als sie mitgenommen, aber noch hoffnungsvoll waren. Doch das war Jahre her. Vor dem Artikel.

»Schießen Sie los«, sagte sie.

Evie setzte ihre Tasse ab und blickte zum Aufnahmegerät. »Bevor wir anfangen, müssen Sie mir Ihr Wort geben.« Sie beugte sich zu Esther vor, die Stimme leise und eindringlich. »Dass Sie nicht zur Polizei gehen – in Indien. Jedenfalls

noch nicht. Und dass Sie es seinen Eltern sagen. Ihnen sagen, dass sie sich bald auf den Weg machen müssen.« Sie zögerte. »Sagen Sie ihnen, dass sie bald hinfliegen müssen. Die Zeit wird knapp.«

4 Anne

Der Morgen fand sie auf dem Balkon, wie so oft. Schon vor der Sonne wach, während die Tage kürzer wurden. Sie schlief wenig und träumte selten. In eine tibetische Decke gehüllt, sah sie zu, wie das erste Tageslicht spitze Finger aus Lila und Gold über den Himmel streckte.

Beim Aufwachen war sie von einem Schwarm Erinnerungen empfangen worden, der über ihrem Bett hing und sie aufgewühlt und angstvoll zurückließ. Manchmal suchte Torran sie heim und manchmal seine Abwesenheit, und an diesem Morgen musste sie an die Anfangstage der Suche denken, als sie noch so von Hoffnung erfüllt, so sicher waren, dass er zu ihnen zurückkehren würde. Die Naivität, mit der sie geglaubt hatten, dass man in einem Land mit einer Milliarde Menschen nur suchen müsste und ihr Sohn würde gefunden werden: nur ein raffiniertes Versteckspiel, das ausgefertigt war. Anne sehnte sich danach, wer sie gewesen waren, nach der blinden Zuversicht, die sie von einer falschen Spur zur nächsten getrieben hatte.

Die Enttäuschungen wurden, trotz ihrer Unvermeidlichkeit, nie kleiner, und sie wusste, dass sie, käme jemand mit neuen Informationen, sofort alles stehen und liegen ließe. Sie hätte keine Wahl. Aber sie trieb auf einem Schiff ohne

Mannschaft, den Winden und Gezeiten ausgesetzt, während sie sich ans Ufer wünschte. Sie dachte wieder an den Abend zuvor, an den Mann, der – nur ein bisschen – wie ihr Sohn gegangen war, der sich zu ihr umgewandt und nicht er gewesen war, und sie hasste ihn dafür.

Karl war der Erste gewesen, der nicht Torran war. Er lebte in einer Höhle in der Nähe von McLeod Ganj, einem Gebirgsort weiter im Norden, Sitz des Dalai-Lama – bestimmt ein gutes Omen. Ein paar niederländische Backpacker hatten ihn bei einer Wanderung gesehen und gemeldet. Sie waren sich nicht sicher, aber er ähnelte dem Bild auf den Plakaten. Es war Annes und Roberts zweite Reise nach Indien. Oktober. Nur ein paar Monate nach Torrans Verschwinden; bis Weihnachten wäre er wieder zu Hause.

Von der Stadt war es eine sechsstündige Wanderung gewesen, und sie hatten einen einheimischen tibetischen Führer engagiert. Als sie ihm die Hand schüttelten, konnten sie nicht ahnen, wie oft sie Dawas Dienste in den kommenden Jahren in Anspruch nehmen würden, wie sehr sie auf ihn angewiesen wären.

An jenem Morgen, als sie ihm durch atemberaubende Täler unter gewaltigen Gipfeln folgten, konnte Anne die Schönheit dieses weit entfernten Ortes, an den ihr Sohn sie geführt hatte, beinahe sehen. Sie hatte mit Rob gelacht und über andere Dinge geredet, Dinge, die nicht von Angst und Kummer belastet waren.

Als sie sich der Höhle näherten, waren sie verstummt; sie hielt die Luft an und spürte die Bedrückung wiederkeh-

ren. Und als sie die ausgemergelte Gestalt sah, noch zu weit weg, um überhaupt die Hautfarbe zu erkennen, wusste sie Bescheid.

Karl hatte nichts von ihrem Sohn. Und er war nicht erfreut, sie zu sehen. Er antwortete nur knapp auf Robs Fragen, die hellen Augen zu groß für das schmale Gesicht. Er sagte, er heiße Shiva, lebe seit drei Jahren nur von Luft und dem herrlichen Licht des Brahman. In den spirituellen Eifer seiner Stimme mischte sich eine Spur Cockney. Als Rob ihn nach seiner Familie fragte, verschwand er abrupt in der Höhle und kehrte mit einem Pass in einem Ziplock-Beutel wieder, den er Rob entgegenwarf; er solle ihn nehmen, er habe keine Verwendung mehr dafür. Dann setzte er sich im Schneidersitz hin und schloss die Augen. Anne ging weg, Rob redete weiter. Aber der Mann lachte nur, dass es von den Felsen widerhallte, und verweigerte jedes weitere Wort.

Schließlich notierte Rob sich Karls Passdaten, um sie an die Behörden weiterzugeben, und ließ den Pass am Höhleneingang liegen. Als er Anne erreichte, wollte er etwas sagen, aber sie schüttelte nur den Kopf, und als er ihre Hand nahm, zog er so stark daran, dass sie fürchtete, er würde sie beide in die Tiefe reißen.

Wenn sie gewusst hätte, was vor ihnen lag, die Sichtungungen, die sie von Pune über Kalkutta bis nach Kathmandu führen würden – wenn sie es damals gewusst hätte –, vielleicht hätte sie sich dann an Ort und Stelle auf den Boden gesetzt, im Schneidersitz wie Karl, die Augen geschlossen und sich geweigert weiterzumachen.

Jetzt war sie trotz der Decke froh, als die Sonne über den Bergen im Osten aufging und eine schwache, aber spürbare Wärme brachte. Sie holte Luft und atmete seufzend aus, schüttelte mit den schwindenden Schatten die Erinnerungen ab. Im Verborgenen sangen Vögel. Der Geruch von Chai und Porridge stieg auf und traf auf Kiefern- und Eukalyptusduft. Rhythmische Gongschläge drangen durchs Tal und riefen die Gläubigen zum Gebet.

Sie stand auf und streckte die vom Sitzen steifen Glieder. Mit einem letzten Blick ins Tal drehte sie sich zu ihrem Zimmer um und erschrak, als sie den Nachbarbalkon belegt vorfand.

Als hätten ihre Erinnerungen ihn heraufbeschworen, lehnte der Mann von der Straße – der neueste Karl – am Metallgeländer, barfuß auf kalten Fliesen, und blickte übers Dun-Tal. Das Haar – so viel dunkler als Torrans – noch vom Schlaf verstrubbelt. Auf ihre Anwesenheit reagierte er nicht, obwohl er sie gesehen haben musste, und mit einem Mal fühlte sie sich entblößt; ihre Balkone waren sich so nah, dass sie ihn mit gestrecktem Arm hätte berühren können.

Anne versuchte, sich auf die Aufsätze ihrer Schülerinnen zu konzentrieren, aber ihr Blick wanderte immer wieder zum Fenster, zum Tag, der dahinter Gestalt annahm. Sie besaß einen neuen Stapel Plakate, die aufgehängt werden mussten, um die ausgebleichten zu ersetzen, auf denen ihr Sohn durchsichtig geworden war, ein Geist, der ihr auf all ihren Wegen entgegenstarrte.

Die Sonne stand hoch, als sie das Hotel verließ, Plakate in der Tasche, die Aufsätze auf dem Schreibtisch zurückgelassen, und sie war dankbar für die Hitze am Boden, für die leichte Brise, die erfrischte. Sie hatte sich angewöhnt, einen traditionellen Salwar Kamiz zu tragen – luftig und bequem und für wenig Geld anzufertigen –, und wenn sie den langen Dupatta um den Kopf wickelte, kam sie beinahe unerkannt durch die Straßen.

Sie folgte der Mall Road um den Gun Hill herum und über den tibetischen Markt, bevor sie sich nach Norden Richtung Happy Valley wandte, eine bei Wanderern und Besuchern beliebte bewaldete Gegend, und schließlich auf das bunte buddhistische Kloster und das Tibetan Refugee Center zusteuerte.

Beim Gehen konzentrierte sie sich auf ihre Schritte, auf das Geräusch ihrer Stiefel auf dem Beton, auf die Beschaffenheit des Bodens beim Auftreten. Sie war mal gut im Stillsitzen gewesen. Als Musikerin war sie daran gewöhnt; in einem Orchester zu spielen brachte langes Sitzen und Warten auf den Einsatz mit sich. Robs ständiges Bedürfnis nach Reden und Bewegung hatte sie zunächst amüsiert und dann unweigerlich genervt. Er hatte immer gescherzt, sie sei sein Anker, sein Leuchtturm, sein Fels in der Brandung, sein Ruhepunkt inmitten der Stürme des Lebens. Immer mit Bezug zum Meer – das kommt davon, wenn man auf einer Insel lebt. Irgendwann dreht sich alles ums Meer.

Und dann verschwand Torran, und über Nacht stellte sie

fest, dass sie Stillstand nicht mehr ertrug: Sie musste in Bewegung bleiben, oder alles, was passiert war, würde sie einholen.

Sie war so konzentriert auf ihre Schritte und ihre Erinnerungen, dass sie ihn fast nicht bemerkt hätte. Aber irgendetwas ließ sie aufblicken, als sie durch einen schattigen Hain aus Himalaya-Zeder und Eukalyptus ging, und da saß er, direkt neben ihr, grazil auf einem niedrigen Ast. Der Vogel flog nicht weg, als sie sich hinwandte, sondern legte den Kopf schief, hob ein zartes Bein und steckte es unter den Körper. Anne blieb stehen.

Form und Größe ähnelten einer Amsel, aber die Federn auf Kopf und Rücken waren von einem leuchtenden Blau, und auf der Brust blitzte Lila auf; inmitten des Grüns und Brauns wirkte er wie aus einer anderen Welt. Der Vogel neigte den Kopf zu einer Seite, dann zur anderen, sah sie, ohne zu blinzeln, an. Beobachtete, wie sie ihn beobachtete. Sie hielten Blickkontakt.

Anne spürte den Pulsschlag des Augenblicks, ihres Zusammenseins, aufgehoben in einem Atemzug. Und dann, als würde er auf einen Ruf hören, warf der Vogel ihr einen letzten durchdringenden Blick zu und verschwand in den Bäumen. Sie starrte weiter auf die Stelle, an der er gesessen hatte. Gefangen im Moment. Dann hörte sie knirschende Schritte auf dem steinigen Pfad, und eine menschliche Stimme holte sie zurück.

»Wir müssen aufhören, uns über den Weg zu laufen.«

Anne blinzelte angesichts der dunklen Umrisse im Ge-

genlicht. Vor ihr stand der junge Mann, der nicht ihr Sohn war, die Stimme so warm und träge wie der Tag.

Sie lächelte unwillkürlich. »Hast du den Vogel gesehen?«

Der Mann sah in die Richtung, in die sie zeigte, schüttelte aber den Kopf. Das enttäuschte sie absurderweise, und sie machte mit einem angespannten Lächeln Anstalten, um ihn herumzugehen, doch er trat nicht beiseite. »Hast du ein schönes Ziel?«

»Nein«, sagte sie, und er lachte gutmütig, machte Platz.

»Es ist so ein herrlicher Morgen.« Mit diesen Worten breitete er die Arme aus.

»Ja«, sagte sie, bemüht, so heiter zu klingen wie er. »Viel Vergnügen.« Und sie setzte sich in Bewegung.

»Wo willst du denn hin?«, rief er ihr nach, und obwohl sie wirklich vorhatte weiterzugehen, war sie stehen geblieben. Sie drehte sich zu ihm, und es war fast unmöglich, sein Grinsen nicht zu erwidern.

Sie dachte an die Plakate in der Tasche, die Karte an der Wand, die übliche Hotel- und Restaurantrunde, die endlosen Mitleidsbekundungen, die verlegenen Blicke, die geschüttelten Köpfe. Ihr eigenes blasses Spiegelbild im Fenster am Abend zuvor.

»Ich gehe spazieren«, sagte sie aus einem Impuls heraus und wies auf einen Pfad, den sie kannte, aber lange nicht gegangen war.

Der Mann sah sie an, bis sie wegblickte. Zwischen seinen Augenbrauen zeigte sich eine kleine Falte. »Willst du Gesellschaft?«

Bis zu diesem Moment hätte sie nicht behauptet, einsam zu sein, aber jetzt schien es offensichtlich.

Er ging behutsam zu ihr, und sie hätte am liebsten gelacht, stattdessen zwang sie sich, ihm in die Augen zu sehen.

»Okay«, sagte sie, und die Falte zwischen seinen Brauen verschwand.

»Toll.« Er schob die Hände in die Taschen. »Ich bin übrigens Liam.«

»Anne.«

Es folgte eine verkrampfte Pause, und dann gingen sie wie auf Kommando los, die Schritte im Gleichtakt.